

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1929

17.2.1929 (No. 7)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

18. Jahrg. No 7



17. Febr. 1929

Robert Schinzinger / Der Humor und G. Th. A. Hoffmann

Wenn wir einen hohen Berg ersteigen haben, sehen wir alles, was wir unter uns gelassen, klein und überbliden gleichzeitig räumlich weit Getrenntes. So wird auch einem großen, gütigen, feinen Geist, der von der hohen Warte freier Weltanschauung aus das Treiben der Menschen überschaut, das was man groß nennt, klein gegenüber dem All, und er umfaßt mit klarem weitem Blick das Auseinanderliegende der geistigen Welt. Durch das Aufzeigen der Mangelhaftigkeit alles Irdischen stimmt er zur Wehmut, er tröstet aber durch den Hinweis auf die verhältnismäßige Geringfügigkeit aller Dinge, und er erheitert, indem er kontrastierendes, dessen Nehnlichkeit in einer besonderen Beziehung nur ihm aufgegangen ist, mit der Miene der Selbsterkenntlichkeit zusammenbringt. Es ist der Humorist, der rührt und erhebt, während er belustigt. Schmerz und Lust zugleich zu erwecken, ist seine Absicht, das Lachen unter Tränen sein Lohn. Aus der Fülle des Herzens quillt der Humor; ohne Menschenliebe ist auch der Geistreichte höchstens witzig. Nur wer mit anderen Menschen fühlt und sich in ihr Inneres versetzen kann, versteht, mit dem Komischen das Ergreifende und Rührende zu verschmelzen.

Jeder Humorist mischt Heiterkeit und Wehmut auf seine Art. Die Dosierung ist verschieden, und so hat der Humor verschiedene Färbungen, wohl so viele, als es Humoristen gibt. Von Busch's Humoresken ist Korklins Festsade gewiß sehr verschieden, Anzenberger's „Kreuz-Schreiber“ sind andere Leute als G. Keller's „Leute von Seldwyla“, aber Menschenliebe und verstehende Milde und den über den Dingen schwebenden scharfen Geist haben diese echten Humoristen alle. Und sie alle sprechen, wie Weber in seinem „Lachenden Demokrit“ sagt, das Große nie aus, ohne auf das Winzige seitwärts zu lächeln, das stets mit dem ist, was die Menschen groß nennen.

Und zu den großen deutschen Humoristen ist G. Th. A. Hoffmann zu zählen. Wie? höre ich fragen, der Gespenster-Hoffmann, der sich nur im Grausigen gefällt? Ja, der, der Verfasser der „Nachtstücke in Gallo's Manier“. Ein normal schlagendes Bürgerherz wird nur schwer für einen Menschen einzunehmen sein, der von der sozialen Höhe eines Regierungsrates herabsinkt zum Kapellmeister, und ein loyal denkendes Bürgerhirn wird es einschwerlich nicht fassen, daß ein derart Deklassierter nach gläubigem, abenteuerlichen Künstlerleben von einem königlich-preussischen, hohen Ministerio wieder zum Richter am höchsten Gerichtshof des Staates ernannt wird. Es ist indessen altentwässert festgestellt — und somit jedem Zweifel entzogen — daß Hoffmann Jurist, Regierungsrat, dann Musikdirektor an verschiedenen deutschen Theatern und endlich Kammergerichtsrat in Berlin war. Und sogar mit Malen vergendete er die Zeit! Auf der Altenburg bei Bamberg sollen Fresken von seiner Hand zu sehen gewesen sein, wie Zimmermann erzählt; „nachmals hat man diese Reliquien eines tollgenialen Humorens — überkündet“. Gott sei Dank wird der ordnungsliebende Bürger sagen. Daß ein bernahten gegen alle bürokratische Kleiderordnung verstoßendes Subjekt sich schließlich auch noch als Poet entpuppt, wird nicht mehr Wunder

nehmen. Wie nicht anders zu erwarten, war sein Wandel allen Gutgesinnten ein Abscheu. Sah er doch fast allnächtlich mit seinem Kumpan Ludwig Devrient (natürlich einem Schauspieler) bei Butter und Wagener am Gendarmmarkt fest, die teuersten Weine trinkend und grausliches, gottverbotenes Zeug schwachend, und wenn dann der anbrechende Morgen die beiden unheimlichen Gestalten aus der Weinstube treten sah, klagte Hoffmann noch über den Teufel, „der seinen verfluchten Schwanz über alles lege“.

Heute ist uns Hoffmann nicht mehr der eigentlich nicht ernst genommene Erzähler von Gruseln erregenden Spukgeschichten, sondern ein genialer Poet. Daß man ihn lange nicht verstand, ihn verkannte, ist begreiflich; denn Hoffmann's Seele ist dabeim in einem fernem Land, wo es ganz anders zugeht als bei uns. Nicht nur Meer und Wald und Gärten, auch Gassen und Plätze der Stadt, Gänge und Stuben alter Häuser bergen wunderbare Wesen, an die Hoffmann glaubt, weil er sie wirklich schaut. Wenn der Künstler nicht in eigener Brust tief durchdrungen ist und, wie Hoffmann sagt, das in der Ekstase bewußtlos im Inneren Empfangene mit höchster Kraft festzuhalten weiß, wird er nicht rühren und ergreifen. Allem, was Hoffmann schildert, und sei es das Furchtbarste und Entsetzliche, was der Geist erdenken kann, ist der Stempel des inneren Erlebnisses aufgedrückt. Wäre dem nicht so, der Dichter fände den Weg in unsere Seele nicht. Man kann an Hoffmann's Schöpfungen das edle Maß vermissen, man kann vielleicht die Erzeugnisse seiner Einbildungskraft mit Widerwillen ablehnen, den Dichtergenius wird man nicht verkennen. Hoffmann's scharfer Geist war nicht der spiritus rector seines Seelenlebens, die Phantasie war vorherrschend. Das ist der Mangel und der Vorzug dieses Poeten. Seine höchste Kraft entfaltet Hoffmann in der Schilderung der Gemütswelt. Seine vertraute Bekanntschaft mit der Tiefe des menschlichen Herzens stellt ihm Töne zur Verfügung, die der Dichter anschlagen muß, um unser Inneres zu ergreifen und zu rühren; sein scharfer Geist und seine lebhafteste Einbildungskraft geben ihm aber auch die Fähigkeit, anscheinend ganz verschiedenartige Dinge überraschend zu verbinden und den Leser dadurch zu erheitern. Und darum hat Hoffmann Humor. Daß dieser Humor eine ganz eigentümliche Färbung hat, ist natürlich; es ist hoffmannischer, tollgenialer, schrulliger, blarerer Humor, aber er ist echt. Wenn Heine — der übrigens Hoffmann als Dichter weit über Novalis stellte — einmal darüber spottet, daß Hoffmann aus jeder Berliner Perücke und aus jeder chinesischen Teekanne Gespenster entgegengickt hätten, so ist für den Humoristen diese Einbildungskraft eben ein Vorzug, weil sie ihn Nehnlichkeiten erscheinen läßt, an die kein anderer denkt. Die Phantasie feiert auch in Hoffmann's Humor Orgien. Nur er konnte eine Szene erfinden, wie die in der „Branntwacht“, wo der unheimliche Goldschmied Leonhard den alten pedantischen Geheimen Kanzleisekretär Tuzmann mit seinen Zauberkünsten im tollen Wirbel durch die Straßen von Berlin jagt, um ihn schließlich auf dem Monument des großen Kurfürsten niederzusehen. — Welch' seine Fronte liegt in der Schlussszene der „Abenteurer in der Silvesternacht“, wo Erasmus Spidher, der in einer roman-

tischen Liebesaffäre im schönen Land Italia durch Teufelskräfte sein Spiegelbild verloren hat, zu seiner Ehefrau zurückgekehrt, aufgefördert wird, in den Spiegel zu schauen. „Späher tat es mit recht kläglich Miene. Blank und klar blieb der Spiegel, kein Erasmus schaute heraus. „Diesmal“, sagte die Frau, „ist es recht gut, daß der Spiegel dein Bild nicht zurückwirft, denn du siehst sehr albern aus. Ueber Erasmus.“ Indessen meint sie doch, der Mann werde selbst begreifen, daß er ohne Spiegelbild unfähig sei, als Familienvater Respekt einzubringen, und heißt ihn ein bißchen in der Welt herumwandern und dem Teufel das Spiegelbild abjagen. So wird der Held der Novelle, den das Heimweh aus den warmen Armen der schönen Giulietta gezogen, aus dem Venusberg in die engen vier Pfähle bürgerlicher Gewöhnlichkeit zurückgeführt, von der braven Frau wieder weggeschickt und irrt, ein Unglücksgefährte des Peter Schlemihl, die Schreden der Hölle im Busen, in der Welt umher. — Der „Mater Murr“ ist schrullig in der Form — zwei Geschichten laufen neben- und durcheinander — voll echten Humors im Inhalt. — Der in diesem Romanfragment auftretende Serenissimus pflegt, ein zweiter Harun al Raschid, infognito seinen Landeskindern in die Stuben und in die Suppensüßel zu schauen; er setzt dann einen runden Hut auf und zieht einen grauen Oberrock an. „So daß jedermann auf den ersten Blick weiß, daß der Fürst nun nicht zu erkennen ist.“ Während hängt der Fürst an seiner Geliebten, denn „ein fürkühliches Herz ist immer treu, sobald nicht unabwendbare Verhältnisse ein anderes gebieten“. Wenn er seine Pflicht gegen den Staat erfüllt hat — „fertigt liegen sieben Unterschriften in seinem Kabinett.“ — will er bei der Dame seines Herzens ganz den Fürsten vergessen.

Trotzdem Hoffmann als Musiker von heiligem Zorn erfüllt ist über die Herabwürdigung seiner geliebten Kunst durch Stümper, Heuchler und Bananen, so hat er doch auch für diese Feinde der Tonkunst oft eine schalkhafte Ironie. So wenn Kreisler seine Stimmung bei einem musikalischen Tee beschreibt. Der Gastgeber Röberlein, welcher „weder an die Unsterblichkeit der Seele noch an den Taft glaubt“, läßt neben Tee, Punsch, Wein und Gefrorenem immer auch etwas Musikkonzertieren, die von der schönen Welt ganz gemüßlich, so wie jenes eingenommen wird. Ergötzlich ist der Kanonikus Kraper, „der mit seinem hummlichen Bass die Noten herrlich traf, nur das Tempo in der Eil' fast noch einmal so langsam nahm!“ Wie sind die Worte Kreisler's an einen Freund aus der Musikerseele herausgeschöpft: „Auch hatte ich gerade ein Kleid an, das ich einst im höchsten Armut über ein mokratenes Trio gekauft, und dessen Farbe in Eis-Moll geht, weshalb ich zu einiger Veruhigung der Beschauer einen Krager aus E-Dur darauffehen lassen.“ Der Vergleich von Farben und Tonarten liegt ja dem Ideenkreis des Musikers nahe; daß Kreisler aber beim Beschauer so viel musikalisches Feingefühl voraussetzt, daß er glaubt ihn beruhigen zu müssen, indem er seine unangenehme Empfindung durch den Krager in der besänftigenden Tonart mildert, ist ein subtiler Gedanke des Dichters, eines Shakespeares würdig.

Die gemüthliche Seite des Dichters haben die Franzosen, bei denen Hoffmann's scharfer Geist und glühende Phantasie hoch geschätzt ist, nicht verstanden, nicht verstehen können, weil ihnen eben der Sinn für Gemüth und echten Humor abgeht; man braucht nur die „Contes de Hoffmann“ zu sehen und zu hören, um denen Offenbach die entzückende Musik gemacht hat, um das festzustellen. Das Grauenhafte, Gräßliche, Phantastische aus Hoffmann's Erzäh-

lungen finden wir in diesem Stück — wenigstens inhaltlich — das Humoristische fehlt vollständig. Daß Hoffmann's Gestalten oft, selbst wenn sie auf der Grenze zwischen Genie und Wahnsinn wandeln, noch feinkomisch sind, macht aber einen besonderen Reiz der Lektüre aus. Spezifisch deutsch ist eine Eigentümlichkeit dieses Schriftstellers, die mir das Charakteristische an seinem Humor zu sein scheint; ich meine eine gewisse Hausbackenheit in der Rede, welche der Personen, die durch ihren Gegensatz zu dem ausgesprochenen Gedanken ungemein erheitert wirkt. Hoffmann sagt einmal selbst, ein kleiner Belguß von Philistrität sei dem Humor zuträglich. Der gezielte, altmodische, zeremonielle Ausdruck romantischer Ideen wirkt hochkomisch; belustigend der Kontrast zwischen dem feierlichen Ernst der dargestellten Bananen und ihrem übertrieben unbedeutenden Tun.

Von der Vielseitigkeit der künstlerischen Begabung Hoffmann's war schon die Rede. Wer in der Weinstube von Lutter und Bagener in Berlin des Dichters und Dichter's Spuren nachgeht, wird noch Proben von dem starken Reichtum des Dichters dort finden. Eine vor zwei Jahrzehnten neu herausgegebene romantische Oper „Audine“ von Hoffmann kann in musikalischer Beziehung den Vergleich mit Forsting's gleichnamigem Werk wohl aushalten. Wenn wir aber die poetischen Werke betrachten, die Hoffmann während seines kurzen Lebens in dem Stundenschuß, die ihm sein Amt übrig ließ, müssen wir über eine solche Arbeitskraft staunen. Der in die Tiefe des menschlichen Herzens Blickende hat auch mit dem Auge des Malers Land und Leute gesehen. In seine Heimat und aus Meer führt uns der Dichter in den „Elxieren des Teufels“, im „Naurat“, im „Arushot“, das von Natur und Kultur reich begünstigte Frankenland mit seinen alten Kirchen, Bürgerhäusern und gastlichen Klöstern. seinen feurigen Weinen und frischen natürlichen Mädchen konnte er aut und schilderte er liebevoll in einer Reihe von Geschichten. „Johannes Wacht“ spielt in Bamberg, der Mater Murr und der prächtige Vater und Praefectus chori Hilarius, der trinkfrohe, sind wohl auch nicht weit davon zu Hause. Und das Berlin vor 100 Jahren mit seinen ästhetischen Tees und Sinaobenden, seinen Restaurants, Kesseln und Konditoreien, seinen recht bescheidenen Vergnügungs-Etablissements, den Weber'schen Zelten und wie sie alle hießen, mit seinen Geheimräten, Philistern und Kunstbegeisterten hat dauerndes Leben erhalten in Hoffmann's Erzählungen.

E. Th. M. Hoffmann ist vielfach nachgeahmt und nie erreicht worden. Er ist einzig in seiner Art. Man muß ihn lieben oder verabscheuen; gleichgültig wird er niemand lassen. Bewundert viel und viel gescholten ist er jedenfalls noch lebendig, während Ziel, de la Motte-Fouqué, Jean Paul und manch andere seiner Zeitgenossen nur noch in der Literaturgeschichte existieren. Wenn Heine meint, Hoffmann's Werke seien nichts anderes als „ein entsetzlicher Anglisterei in 20 Bänden“, so hat der Spötter wohl einer geistreichen Bemerkung die Wahrheit geopfert. Gewiß merkt man Hoffmann's Schöpfungen an, wie schwer den Dichter die Last des Lebens gedrückt, wie das Mißverhältnis zwischen der herrlichen Welt der Poesie, die sein Geist sich geschaffen, und dem platten Leben der Wirklichkeit seine sensible Seele erschüttert hat; Hoffmann ist keine harmonische Natur. Aber seine Phantasie hat ihn nicht nur in den Orkus geführt, sondern auch auf die Höhen göttlicher Heiterkeit. Wenn Hoffmann unsympathisch ist, der wird in seinen Gestalten nichts finden als „krabbenhaften Viskositätsmus“; wer den Menschen, der so seltsam, mit so tiefen Lauten zu uns spricht, lieb hat, der wird an seinem Humor Freude haben.

Carl Seilacher / Ein berühmter Herrenalber Klosterschüler

In meinem vor Jahresfrist erschienenen Buch „Herrenalb, ein verschwundenes Bistumsstiftskloster“ steht zu lesen: „Zur Berühmtheit scheint es nur ein einziger Herrenalber Klosterschüler gebracht zu haben, Johann Memhard, Rektor der Ritterschule zu Linz.“

Inzwischen habe ich gefunden, daß aus der ehemaligen evangelischen Klosterschule Herrenalb ein Mann hervorgegangen ist, der Memhard an Bedeutung weit überragt. Es ist Michael Mästlin, ein Bahnbrecher auf dem Gebiet der Sternkunde, der Lehrer des Astronomen Johannes Kepler.

Michael Mästlin hat am 30. September 1550 in Göppingen das Licht der Welt erblickt. Seine geistigen Fähigkeiten ließen den Knaben für die Laufbahn eines Theologen geeignet erscheinen. Den ersten Schritt auf diesem Wege bedeutete die Erziehung des sogenannten Landexamens, die dem 14-jährigen die Pforten der evangelischen Klosterschule Königsbrown eröffnete. Zwei Jahre später rückte er in das höhere theologische Seminar Herrenalb vor.

Dier trat seine hervorragende mathematische Begabung unverkennbar zutage. Seine besondere Liebhabelei bildeten astronomische Berechnungen. Dabei kam ihm sein scharfes Auge sehr zu statten, um so mehr, als es damals noch keine Fernrohre gab. Am hellen Tag die Venus zu beobachten, fiel ihm nicht schwer. In den Pleiaden vermochte er 14 Sterne zu unterscheiden. Als einziges Hilfsmittel diente ihm eine von ihm selbst konstruierte

Camera obscura. Sie verschaffte ihm Kenntnisse, von denen man bis dahin nichts gewußt hatte. Besonders brauchbar erwies sich dieses Instrument dem Herrenalber Klosterschüler für die Erforschung der Sonnenfinsternis des Jahres 1567.

Im folgenden Jahr bezog Mästlin als Student der Theologie die Hochschule Tübingen. Auffallend ist, daß er sich 1569 wieder in Herrenalb befand. (Vergl. Anmerkung 75 meines oben genannten Buches.) Vielleicht war die Pest, die damals das Schwabenland öfters heimsuchte, die Ursache der Rückkehr an die Stätte, die er eben verlassen hatte.

Sicher ist, daß diese Suche ein paar Jahre später die Tübinger Hochschule, Dozenten und Studenten, zur Ueberfiedlung nach Eßlingen veranlaßt hat. Dort wars im Jahr 1572, daß Mästlin mit der ganzen gelehrten Welt durch das Aufstehen eines neuen Sternes in der Cassiopeia lebhaft bewegt wurde. Die Aufzeichnungen, in denen Mästlin seine Beobachtungen von damals niederlegte, kamen Tycho de Brahe zu Gesicht. Der weltberühmte Astronom fand sie so einzigartig, daß er sich veranlaßt fühlte, die deutschen Fürsten aufzurufen, den genialen jungen Forscher auf jede Weise zu unterstützen. Eine Wirkung blieb dem Ruf allerdings versagt.

Nach Abschluß seiner Studienzeit fand Mästlin am Tübinger Stift Anstellung als Repetent der Mathematik. Zugleich bekam er den ehrenvollen Auftrag, für den auf Reisen abwesenden Mathematikprofessor Appian Vorlesungen zu halten.

Im Jahr 1576 trat er mit der Uebernahme des Amtes eines Helfers zu Badnang in den württembergischen Kirchendienst. Die Stelle ließ ihm Zeit, seine astronomischen Studien fortzusetzen. Die Dachbühne des Helfershauses wurde sein Arbeitsraum. Von hier aus beobachtete er den Kometen, der im Jahr nach seinem Aufzug sichtbar wurde.

Die Schrift, die er dem Stern widmete, lenkte die Aufmerksamkeit des Pfalzgrafen Ludwig auf Mästlin. Der Fürst bewährte sich ihn für eine Professur in Heidelberg zu gewinnen. Herzog Ludwig von Württemberg suchte ihn zu halten. Zweimal schlug er ein Urlaubsgesuch Mästlins ab. Endlich ließ er ihn ziehen. 1580 siedelte er von Badnang nach Heidelberg über.

Vier Jahre später folgte er einem Ruf nach Tübingen. Nicht weniger als 47 Jahre hat er hier gewirkt. In stiller Zurückgezogenheit lebte er ganz seiner Wissenschaft. Auf dem Turm der Tübinger Stiftskirche, auf dem Platz vor dem Schloß gegen die Burgsteige hin, später auch auf dem Schloßwall, stellte er seine Beobachtungen an. Vom Anfang des zweiten Jahrzehnts im 17. Jahrhundert standen ihm dabei mehrere Fernrohre zur Verfügung. Er hatte sie sich gleich nach ihrer Erfindung um 1610 zu verschaffen gewußt.

Mit Hilfe seiner Fernrohre gelang es ihm, das sogenannte aschfarbene Licht des Mondes, d. h. die auffallende Erscheinung, daß neben der hell erleuchteten Mondscheibe auch der übrige Teil der Mondscheibe, wenn auch nur in ganz mattem Licht sichtbar ist, zu erklären. Zuvor vermutete man, daß die Sonnenstrahlen den Körper des Mondes durchdringen und so auf der andern Seite noch schwach sichtbar werden. Oder man hielt den Schein für das eigene Licht des Mondes. Incho de Brahe leitete ihn vom Licht der Venus her.

Mästlin fand die richtige Lösung. Er erkannte, daß das aschfarbene Licht des Mondes nichts anderes ist, als der Widerschein des Lichtes, das von der beleuchteten Erde auf den Mond geworfen wird. Der Geschichtschreiber der deutschen Astronomie, Wolf, stellt fest, daß damit der erste Fortschritt in der Kenntnis unseres Nachbarn gemacht worden ist, nachdem dieselbe nahezu anderthalb Jahrtausende stehen geblieben war.

Ein noch größeres Verdienst hat sich Michael Mästlin durch sein Eintreten für die neue, grundstürzende Lehre des Frauenburger Domherrn Kopernikus erworben. In seinem epochemachenden Werk *De revolutionibus* vom Jahr 1543 hatte sie Kopernikus der Öffentlichkeit unterbreitet. Sie erfuhr fast überall Ablehnung. Auch Incho de Brahe ließ sich dadurch nicht von seinem alten, ptolemäischen Standpunkt abbringen, daß die Sonne um die feststehende Erde kreise.

Mästlin hat sich schon in seiner Schrift über den Kometen von 1577 öffentlich auf die Seite des Kopernikus gestellt. Als Tübinger Professor verhalf er seiner Entdeckung zu wachsender Anerkennung.

Während Mästlin in dieser Sache voll und ganz auf den Boden des Neuen sich stellte, erwies er sich in der andern großen Streitfrage, die zu seiner Zeit die Geister erhitze, in der Kalenderfrage als unentwegten Anhänger des Alten. Papst Gregor XIII. hatte eine Kalenderreform angeordnet. Mästlin erklärte den päpstlichen, von dem Mathematiker und Jesuiten Clavius in Rom geschaffenen Kalender für voll von grassen und unerträglichen Irrtümern. Clavius wehrte sich energisch für sein Werk. Mästlin wollte erwidern. Aber es ist nicht dazu gekommen, so sehr der Tübinger Senat drängte. Vielleicht hat er das Unhaltbare seines Standpunkts Clavius gegenüber eingesehen.

Unter den Schülern, die Mästlin in Tübingen zu Füßen saßen, nimmt Johannes Kepler die erste Stelle ein. Mästlin war es, der durch seine anregenden Vorlesungen und durch seine persönliche Einwirkung den bescheidenen Stiffler von Weilerstadt bewog, sich der Astronomie zu widmen.

Die Beziehungen zwischen Lehrer und Schüler hörten auch dann nicht auf, als der Währige Kepler nach Graz berufen wurde. Von jeder Entdeckung, jedem Plan, jedem werdenden großen Gedanken, setzte ein Brief von der Hand des Schülers den Meister in Kenntnis. Wiederholt hat Kepler auch Mästlin um seinen Rat angegangen. Mästlin unterstützte Kepler aufs uneigennützigste und freute sich herzlich über dessen Erfolge.

Ein Jahrzehnt zwischendurch freilich ließ Mästlin alle Briefe Keplers unbeantwortet, so oft der Freund ihn mahnte, so gewichtige Gründe er für seine Anfragen und Bitten ins Feld führte. Der Grund ist indessen nicht in einer Mißstimmung zu suchen. Kepler vermutete wohl richtig, daß die Ursache die Sorge des ängstlichen Mannes war, seine Briefe könnten veröffentlicht werden. Möglicherweise haben auch die bedrückenden Erfahrungen, die Mästlin gerade in diesen Jahren mit einem mißratenen Sohn gemacht hat, mitgewirkt.

Als Stähriger ist Mästlin in Tübingen gestorben. Kepler war ihm ein Jahr vorher im Tode vorangegangen.

Wie hoch Mästlin damals schon geschätzt wurde, erhellt daraus, daß kein Geringerer als Kaiser Ferdinand III. durch einen eigenen Abgesandten nach Mästlins Ableben in Schwaben seine astronomischen Manuskripte ankaufen und nach Wien hat verbringen lassen.

Karl Widmer / Der Ursprung von Hebels „Merkwürdiger Gespenstergeschichte“

Eine der schönsten und bekanntesten Erzählungen aus Hebels „Rheinischem Hausfreund“ ist die Falschmünzergeschichte, die unter dem Titel „Merkwürdige Gespenstergeschichte“ in seinen Werken zu finden ist. Weniger bekannt ist, daß sie auf einer wahren Begebenheit beruht. Es ist eine Episode aus dem Leben des Falschmünzers Louis Mandrin, der im 18. Jahrhundert in Frankreich gelebt hat und 1755 in Valence hingerichtet worden ist. Ob Hebel von dem wirklichen Mandrin etwas gewußt hat, und wo er den Stoff hergenommen hat, läßt sich aus seiner Erzählung nicht mehr erkennen; unter der Hand des Dichters ist eine echt Hebelsche Anekdote daraus geworden. Trotz aller Einzelheiten, in denen Hebel — bewußt oder unbewußt — von der wirklichen Begebenheit abweicht, ist die Uebereinstimmung der Tatsachen aber doch so groß, daß über den Ursprung der von Hebel erzählten Geschichte kein Zweifel sein kann.

Das Leben Mandrins ist später (1845) von Willibald Alexis im 8. Band seines „Neuen Pitaval“ auf Grund der Gerichtsakten ausführlich berichtet worden. Danach war Mandrin das Haupt einer Falschmünzerverbanne, die in einem alten Feudalschloß bei St. André in Südfrankreich hauste. Die Besitzerin des Schlosses, die Witwe eines Advokaten, hatten sie durch Gespenstergeschichten getrieben: ihr verstorbenen Mann erschien ihr nachts im Leichentuch, verfolgt von Teufeln, die klirrende Ketten nachschleppten, brennende Fackeln in den Händen trugen usw. Darauf hatten sie sich selbst in dem Schloß eingemauert. In den Kellern wurden Schmelzöfen angelegt; nachts wurde gearbeitet, bei Tag geschlafen und geschlafen. Aus Furcht vor den Gespenstern wachte niemand aus dem benachbarten Dorf das Schloß zu betreten. Leute, die sich in seine Nähe verirrten, verschwanden spurlos.

Eines Tages hörte ein junger Offizier, der auf der Reise nach Grenoble in dem Dorf einkehrte, von dem verwunschenen Schloß

und wollte, trotz aller Warnungen, der Sache auf die Spur gehen.

Von einem Grenadier begleitet, suchte er das Schloß auf. Ein Bär, der am Eingang brummend auf sie losstürzt, wird durch einen Pistolenschuß unschädlich gemacht. Im Schloß selbst zeigen sich ihnen allerhand unheimliche, verummte Gestalten. Eine Schlange, die ihnen im Saal entgegenkommt, erweist sich bei näherer Bekanntschaft als ein Kunstwerk aus Pappendekel und Sprungfedern. Mandrin selbst war zu dieser Zeit „in Gefangenschaft“ verhaftet. Seiner Bande wäre es natürlich ein Leichtes gewesen, die beiden Fremden zu überwältigen und auf die Seite zu schaffen. Es schien ihnen aber zu gewagt, einen Edelmann und Offizier zu töten, zumal die Leute im Dorf wußten, daß er ins Schloß gegangen war. Schließlich gelang es durch List, ihn ohne Blutvergießen loszuwerden. Ein Unterführer von der Bande tritt, als Edelmann verkleidet, dem Offizier entgegen; als ob er zufällig in derselben Absicht und zur selben Zeit das Schloß besucht habe, und ihm gelingt es, den Fremden, der das Tollkühnheit seines Unternehmens inzwischen eingesehen haben mochte, zum Rückzug zu überreden.

Ins Dorf zurückgekehrt, versucht der Offizier vergebens, bezerrte Leute zu gewinnen, um mit ihnen noch einmal ins Schloß einzudringen. Niemand glaubt ihm, daß der Teufelsknecht nur eine Spitzbubenlist sei. Allein aber wagt er nicht, sein Leben zum zweitenmal aufs Spiel zu setzen; und so muß er auf seine Absicht, das Räuberneß auszuhoben, verzichten.

Damit endet das Abenteuer, aus dem der Stoff von Hebels Kalendergeschichte her stammt. So interessant er an sich ist, seinen eigentlichen Wert verdankt er doch erst Hebels Erzählerkunst. Die weiteren Schicksale Louis Mandrins aber haben mit Hebels Erzählung nichts mehr zu tun.

Toni Rothmund / Frauenschuh

Auf der Waldwiese, da, wo sie ein wenig sumpsig ist, weil eine Quelle dort im Grase ihr silbriges Wasser verspielt, steht der Frauenschuh. Er trägt rotbraune, hellgelbgefütterte Pantöffelchen, und er flüstert seine Geschichte den schlanken Binsen zu, die nichts wissen, aber neugierig sind und gerne zuhören mögen. Und dies ist es, was der Frauenschuh wußte:

Kennt ihr des Holzällers Tochter, das Waldkind, die arme Lor? Sie ist nicht mehr hier im Wald, wer weiß, wo sie der Flötenspieler mit hingenommen hat. Aber sie geht in meinen Schuhen durch die Welt.

Die Lor war so arm, daß sie barfuß laufen mußte, und ihr großes Hemd, ihr linnen Röcklein war so vielfach geflickt, daß man nicht wußte, was Flicken, was Hemd oder Rock war. Wenn am Sonntag abend sich die Mädchen und die Burischen zum Tanz unter der Linde sammelten, so mußte die Lor daheim bleiben, denn sie hatte kein festtägliches Gewand. Sah aber mit großen Augen am Waldbrand und horchte nach der Tanzmusik hinüber.

Keine Freundinnen und Freunde hat das Waldkind gehabt, ist nur selten ins Dorf geschickt, um die nötigsten Dinge einzuholen, und ist schon und eilig wieder im Wald verschwunden. Den Tieren aber war es gut und hütete sich, keine Blume zu zertrümmern, wenn es allein auf der Wiese tanzte. Es spielte mit den Eiskäben Bersteden, fütterte die Hebe aus der Hand, und wenn es die Arme ausbreitete, flogen die Waldvögel herzu und pickten ihm die Körner, die es eifrig für seine Lieblinge sammelte, von den Lippen.

Einmal sollte ein großes Fest im Dorfe gefeiert werden. Da kamen die jungen Menschen in den Wald, holten Tannen- und Föhrengrün und schleppten es heim. Abends saßen sie beieinander, wandten bunte Kränze und sangen Lieder dazu. Das Holzällerskind schlich sich herbei, ängste wie ein Schmalcker hinter Deckung hervor und horchte. Niemand beachtete es. Wer einsam lebt, sich nicht kleidet wie die vielen, sein Lachen für sich haben will so wie seine Tränen, der ist verachtet und hat keine Freunde. Und weil niemand zur Lor sagte: Komm zu uns, sing unsere Lieder mit uns und nimm unsere Kränze, da schlich sie traurig wieder in den Wald zurück.

Es kam der Festtag heran. Schon früh am Morgen knallten die Böller, fremde Vereine zogen mit bunten Fahnen, mit Kling und Klang und Sing und Sang ins festlich geschmückte Dorf ein, besuchten ihre Freunde, verteilten sich in die Gasthäuser. Nachmittags um drei Uhr begann der Tanz. Die Mädchen hatten ihr Haar mit Eigelb gewaschen und mit Schmalz geglättet, daß es um die runden Köpfe lag wie poliertes Messing oder Kupfer, oder schwarz wie geflochtene Seide. Die Burischen hatten frisch gewaschene Stiefel an, die glänzten vor Blänke wie die heißen, roten Gesichter ihrer Herren. Die Sonne brannte, Bier floß in Strömen, Schweiß troff von den Stirnen. Die Pfeifer und Trommler huben an zu spielen, und bald drehte sich jung und alt im Tanz. Es war ein herrliches Fest. Als aber die Lust am höchsten gestiegen war, und der Lärm am lautesten gellte, da trat auf einmal ein fremdes Mädchen in den Kreis unter der Linde und schaute sich mit sanften, haselbraunen Augen um. Sie trug rotbraun geforenetelte Schuhe mit hellgelbem Futter, wunderbar geformt mit aufgebogenen Schnäbeln. Ein rosenfarbenes Röcklein hauchte sich um ihr Knie, und das Nieder, das sie trug, war goldfarben und alkante schön in der Sonne. Um den Kopf war ein Kranz von Glockenblumen gewunden, die ihr nickend in das klare Gesicht hingen.

Wie sie so stand und lächelnd und vertrauensvoll um sich sah, da schwiegen die Trompeten und die Klarinetten, den Flöten blieb der Atem weg, die Oboen stießen einen tiefen Seufzer aus und verstummten und nur die große Trommel brummte ganz leise ein fragendes: „Warum, warum, warumdibum?“

Buben und Mädel, Männer und Frauen, schauten mit weitoffenen Augen erkannt auf das fremde Kind. Und da nun alles schwie, begann eine einzelne Flöte eine zarte Melodie zu spielen. Da hub das bergewehte Kind zu tanzen an, fakte mit spitzen Fingern den bauschigen, rosenroten Rock und sehte die Füße zu seltsamen, viel äterlichen Schritten.

So tanzt wohl der Buchsint, wenn er um sein Weibchen wirbt, so tanzt die Forelle, wenn sie gegen Wasserlurze springt, so tanzt vielleicht das schöngefärbte Laub, wenn es im Herbstwind sich freisend von den Bäumen löst!

Fremd war es anzusehen — und sehr lieblich. Es war aber einer unter den Zuschauenden, der wollte zeigen, daß er sich nichts aus solchem Zauber mache, sprang hervor, warf den Spielleuten einen Taler zu und rief nach einem richtigen Tanz. Mit Lärm und Tschinderabum singen sie an zu blasen. Die Klarinetten freischten in Verzweiflung, die Trompeten färlen voll Qual, das Horn klagte, die Oboen höhnten und die Trommel brummte ganz laut und vernehmlich: „Steht um, steht um, steht umdibum!“

Und nur der Flötenspieler schrob still sein Instrument aus. etnander, packte es fein säuberlich in seine Hülle und steckte es in die Tasche. Dann lehnte er mit verkränkten Armen am Lindenstamm und schaute finster den Dingen zu.

Der Burisch hatte seine großen, roten Hände fest um den Hals der kleinen Tänzerin gelegt und drehte sich mit ihr im Kreise. Aber ihr Gesicht sah totenbleich aus und die Augen hatte sie geschlossen. Neidlich standen die Mädchen aus dem Dorf und schauten dem Tanze zu. Sie erkannten sie jetzt, es war ja nur die Lor aus dem Walde, des Holzällers Tochter, das ärmste Kind im Umkreise von sieben Meilen! Und was trug sie für ein seltsam und närrisch Gewand, war nicht von Sammet und nicht von Seide, nicht von Wolle und nicht von Linnen, noch aus irgendetwas gewoben, das sie kannten. Und seht nur! Keine Strümpfe hatte sie an, die Schamlose, kam auf den Tanzplatz wie andere in den Aufstall gehen mit bloßen Füßen in den unsinnigen Pantoffeln!

Jetzt schlug der keuchende, erhitzte Tänzer einen rascheren Schritt an, packte wohl auch fester zu, und — seht doch — seht! Zerissen ist das Gewändlein, nackt hebt sich die weiße Schulter aus dem Kleide!

Auffährt das Kind, steht blutrot und hält mit der Hand den Hals zusammen. Die Mädchen umdrängen es neugierig, als wollten sie helfen, dann aber sehen sie alle, aus was Gespinnt dies fremdartig bunte Kleid gewoben ist!

Es hatten die Blumen des Waldes die arme Lor gefleidet! Die wilde Rose hatte ihr den Rock geschenkt, die Königslerche das alkante Nieder. In den Füßen aber trug sie die goldenen Pantöffelchen des Frauenschuh!

„Unverschämte! Ist denn heut schon Faschina? Wie untersteht du dich, so angetan zu unserem Fest zu kommen und unsere Tänzer zu nehmen!“ färlen die bösen Mädchen, rissen und zerrten an den zarten, geborgten Blumenkleidern, bis sie in Stücken der Lor vom Leibe fielen. Da stand sie, im armen Hemd, im vielfach geflickten Rock, die Arme schützend vor das dunkel eralkante Gesicht gebogen, geschmäht, verachtet, und in großer Gefahr, gekraht und geschlagen zu werden.

Sieh, da trat rasch der Flötenspieler auf sie zu, ichtlang beide Arme um die kleine ätternde Gestalt und trug sie schweigend und eilig aus dem trunkenen Kreis, der sich ihm halb widerwillig öffnete, bezwungen von den finster drohenden Augen des Gefellen. Und ehe sich die Verbusten von ihrem Stammen erholt hatten, hatte der Pfeifer das Freie gewonnen. Er sehte das Mädchen auf die Erde, fakte ihre Hand, und die heißen Tränen, wie gebackenes Rotw'ld, dem schütternden Walbe zu hinter sich lassend Lärm, Tanz, Dunkel, Schweiß, Hohn, Dummheit und Noheit.

Im Moos kniete der Spielmann vor dem Waldkind, trocknete ihr die Tränen und sprach zu ihr:

„Du in Blumenkleidern, du mit den Waldtänzen, du Aermite und Reichste von allen! Komm mit mir in die weite Welt, ich will dir alle meine Lieder schenken und nicht dulden, daß dir jemand wehe tut!“

Da ist sie mit ihm gegangen und nie wieder zurückgekehrt. Ich aber hab' ihr zum Abschied ein Paar neue goldbraune Pantöffelchen geschenkt.

Das war die Geschichte vom Frauenschuh.

Paul A. Schmidt / Zwei geistliche Lieder

Alles hast du mir gegeben,
Meines Schicksals Feiertag
Trage ich wie junge Neben
Ihren süß gewordenen Leib.

Du die Fülle, ich die Armut;
Du die Stille, Hoffart ich,
Du der Segen, Gottes Regen
Ueber meinem armen Land.

Ich der Trieb nur, dunkel mächtig,
Du das Licht, der Sinn, die Klarheit;
Ich die Lüge, du die Wahrheit.
Du der Held, ich Unterlieger,
Ich der Tod und du der Sieger
Bis die Herrlichkeit bereit
Und du mich in dir befreit!

* * *

Herr in deiner tiefen Stille
Wird Geheimnis offenbar:
Bekannt mir, wer ich bin und war.

Ewig und unwandelbar
Bin ich, Herr, in deiner Fülle.
Meine Seele blüht sich klar.

Meine Frucht bringt sich dir dar,
Sprengt, Herr, die rauhe Hülle,
Daß ich wachse wunderbar!